

Ruth Andreas-Friedrich Der Schattenmann

Tagebuchaufzeichnungen 1938-1948



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3189

Als 1938 in Deutschland die Synagogen brannten, faßte die Berlinerin Ruth Andreas-Friedrich einen Entschluß: »Tag für Tag schrieb ich auf, was ich hörte, sah, erlebte«, denn es war ihr klar, »wie schwer es einmal sein würde, denen von draußen zu beweisen, daß nicht jeder, der in Deutschland blieb, ein Nazi sei. Ihnen verständlich zu machen, warum wir blieben und nicht gingen.« Sie und ihre Freunde blieben und gründeten die Widerstandsgruppe »Onkel Emil«. Sie begingen Werksabotage gegen die Kriegsmaschinerie Hitlers, rissen Naziaufrufe von den Wänden, retteten Kriegsgegner durch ärztliche Atteste vor dem Wehrdienst, leiteten politische Informationen ins Ausland weiter, versorgten Untergetauchte, politische Flüchtlinge und jüdische Mitbürger mit Ausweispapieren, beherbergten sie, beschafften Lebensmittel.

Davon, aber auch vom schwierigen Alltag in den Kriegsjahren, berichten Andreas-Friedrichs Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1938 bis 1945, die faßlicher machen, was im Grunde unfaßlich bleibt.

Nach Kriegsende schrieb sie weiter, ihre Notizen aus den Jahren 1945 bis 1948 sind das unbestechliche Dokument des Scheiterns eines Neuanfangs in Deutschland, abgelesen am Modell Berlin.

Ruth Andreas Friedrich, 1901 in Berlin geboren, starb 1977 in München. Nach ihrer Ausbildung zur Buchhändlerin arbeitete sie als freie Journalistin. Nach dem Krieg war sie Mitherausgeberin der ersten westdeutschen Frauenzeitschrift *sie*.

Ruth Andreas-Friedrich
Der Schattenmann
Schauplatz Berlin
Tagebuchaufzeichnungen
1938-1948
Mit einem Nachwort
von Jörg Drews

Suhrkamp

Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945
erschien 1986 als st 1267 und
Schauplatz Berlin. Tagebuchaufzeichnungen 1945-1948
als st 1294.

Umschlagabbildung:
Ruth Andreas-Friedrich. Foto: Iffland

4. Auflage 2020

Erste Auflage 2000
suhrkamp taschenbuch 3189

Der Schattenmann
© Suhrkamp Verlag Berlin 1947
Schauplatz Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984
© für das Nachwort

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39689-6

Inhalt

Der Schattenmann
Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945

9

Schauplatz Berlin
Tagebuchaufzeichnungen 1945-1948

293

Nachwort

563

Der Schattenmann

Tagebuchaufzeichnungen

1938-1945

*Für Andrik
den geliebten Freund
Leo Borchard*

Vorwort

Dieses Buch will kein Kunstwerk sein. Dieses Buch ist Wahrheit. – Als am 10. November 1938 die Synagogen brannten, entstand in mir der Entschluß, es zu schreiben. Seine Aufzeichnung, die Sammlung seines Materials und seiner Unterlagen erfolgte Tag für Tag in den Jahren 1938 bis 1945. Ich habe nicht die Absicht, politische Heldentaten zu zeigen, Verschwörungen aufzudecken oder von bewaffnetem Widerstand gegen Gestapo und Hitler-Tyrannei zu erzählen. Der ganzen Welt ist es bekannt, daß wir Hitler nicht beseitigt, Goebbels nicht gestürzt, Göring nicht umgebracht haben. Nur wenige aber wissen, warum das alles nicht geschah.

Zwölfteinhalb Jahre lang hat das deutsche Volk hinter Gefängnismauern gelebt. Was in Wirklichkeit hinter diesen Mauern vor sich ging, ist fast nie an die Öffentlichkeit gedrungen. Es gab viele Nazigegner in Deutschland. Sie, die seit Beginn des Regimes als Nichtjuden gegen Partei und Hitlertum standen, glaubten es nicht verantworten zu können, die allzu wenigen Emigrierungschancen, die die Welt den Bedrohten und Verfolgten zur Verfügung stellte, für sich in Anspruch zu nehmen. Freiwillig blieben sie im Lande. Sie ahnten, was kommen würde. Sie wußten von allen Greuelthaten, die geschahen, wenn auch immer nur gerüchtweise. Und eben weil sie es wußten und ahnten, fühlten sie sich verpflichtet, an Ort und Stelle ihre Kräfte einzusetzen, damit wenigstens nicht jedes Unrecht, das geplant war, zur Auswirkung käme.

Viele unter den Bedrohten hätten die Auswanderung nicht geschafft, wenn alle Hitlergegner vor ihnen das Land verlassen hätten. Unzählige Untergetauchte und Verfolgte hätten ohne fremde Hilfe nicht bis zum Ende durchhalten können. Wie schwer es war, zwischen Bomben und Trümmern, bespitzelt, verdächtigt, durch Verordnungen eingeengt, abgetrennt von der Wahrheit, einzig und allein auf Gerüchte angewiesen, oft ohne Verkehrsmittel, ohne Strom, Gas, Wasser und Telephon,

selbst die einfachsten Hilfsaktionen durchzuführen –, das aufzuzeigen ist die Absicht meines Buches. Denn wenn die Völker einander lieben wollen, müssen sie zuvor lernen, einander zu verstehen.

Heute gilt Deutschland als Enfant terrible in der Welt. Man ist geneigt, das ganze Volk mit den Untaten seiner Führung zu identifizieren. Tausende und aber Tausende jedoch haben mit diesen Untaten nicht das geringste zu tun. Sie haben, im Gegenteil, jahraus, jahrein Leben und Freiheit dafür eingesetzt – ohne Hilfe fremder Staaten, ohne Unterstützung irgendeiner Organisation oder mächtiger Parteistellen –, wo immer sie nur konnten, der Menschlichkeit zu dienen.

Von diesen Deutschen aus allen Schichten und Kreisen, von ihrem Leben und ihrer Arbeit ist hier die Rede. Ich habe mit Absicht auf jede nachträgliche Korrektur verzichtet. Manches Gerücht von damals ist zwar inzwischen aufgeklärt, manches ungenau Überlieferte jetzt durch Presse und Rundfunk richtiggestellt worden. Doch gerade die Unklarheit über das tatsächliche Geschehen ist ein so charakteristisches Merkmal jener Zeit, daß es ihre lebensgetreue Darstellung verfälschen hieße, wollte man hier nachträglich etwas abändern.

Dieses Buch kann seinen Zweck nur dann erfüllen, wenn es Wort für Wort ehrlich ist. Möge es als Zeugnis in die Welt hinausgehen, daß auch unter Hitlers Regime in Deutschland Menschen gelebt haben, die es nicht verdienen, daß man um einer verantwortungslosen Regierung willen sie und ihr ganzes Volk verachtet! Dann werden diese Aufzeichnungen – und das ist ihr Ziel – vielleicht in bescheidenem Maße dazu beitragen helfen, das tiefgesunkene Ansehen des deutschen Volkes in der ganzen Welt um ein winziges wieder zu heben.

*Berlin, im Oktober 1945
Ruth Andreas-Friedrich*

Berlin. Dienstag, 27. September 1938

Die Menschen sehen heute anders aus als gewöhnlich. Irgendwie riecht es in der Luft beunruhigend nach Sensationen. Ich biege mit Karla Simson in die Leipziger Straße ein. Jeder, der an uns vorbeiläuft, scheint angestrengt über etwas nachzudenken. Über etwas sehr Unerfreuliches offenbar. »Herrn Goebbels' ›Land des Lächelns‹ präsentiert sich wieder mal von der vorteilhaftesten Seite«, stellt meine Freundin ironisch fest. »Sieh dir bloß diese belämmerten Gesichter an! Was hältst du von einem Schnaps?« Ich halte etwas davon. Ich halte immer etwas von Schnaps. Besonders, wenn ich acht Stunden lang in der Redaktion Artikel redigiert habe. Karla hakt mich ein. »Also los – zum Kaiserhof!«

Wir überkreuzen die Mauerstraße. Es beginnt dämmerig zu werden. Wie graue Schatten huschen kurz hintereinander ein paar Wehrmachtsautos um die Ecke und entfernen sich schnell nach der Wilhelmstraße zu. »Es liegt in der Luft eine Sachlichkeit. Es liegt in der Luft eine Stachligkeit. Es liegt in der Luft, es liegt in der Luft, und es geht nicht mehr raus aus der Luft«, summe ich gedankenlos. Komisch. Was man so, ohne an etwas zu denken, vor sich hinsummt, trifft fast immer den Nagel auf den Kopf! Selbst Freud könnte seine Freude daran haben. »Ahnst du eigentlich, was hier gespielt wird?« erkundige ich mich. Die Anhäufung nervöser Gesichter beginnt mich unruhig zu machen. Karla zuckt die Achseln. »Bestimmt nichts Gutes – woher sollte es auch!«

Dann sind wir am Kaiserhof. Auf dem Platz vor der Reichskanzlei stehen etwa zweihundert Menschen. Nicht mit den strahlenden Gesichtern der Provinzler, die dort tagaus, tagein das Pflaster treten, um aus Berlin als schönste Erinnerung einen »Blick auf den Führer« heimzutragen. Was sich hier zusammengefunden hat, scheint wenig geneigt, seiner Begeisterung in Siegheilrufen Luft zu machen. Stumm, die Hände in den

Taschen, die Schultern wie fröstelnd ein wenig hochgezogen, steht die Menge und wartet. Auf was? Auf wen?

Die Bar vom Kaiserhof ist um diese Zeit ziemlich leer. Wir setzen uns in eine Ecke und bestellen zwei Martini. Dann nochmals zwei und wieder zwei. »Du«, meint Karla schließlich und fischt nachdenklich die letzte Olive aus ihrem Glas, »ich glaube, wir sind hier fehl am Platze. Die Weltgeschichte spielt sich draußen ab.« Ihre Prognose klingt einleuchtend. Schon seit etlichen Minuten tönt von der Straße her ein dumpfes Rumpeln und Poltern, als rollte eine unaufhörliche Kette schwerer Lastwagen über das Pflaster. »Also gut, mischen wir uns unter das Volk«, schlage ich vor. »Aber bitte getrennt, sonst passiert ein Unglück.« Ich kenne Karlas Neigung, wenn irgendeine gleichgestimmte Seele in der Nähe ist, den Mund nicht halten zu können. Und ich verspüre wenig Lust, mich im Angesicht der Reichskanzlei wegen zersetzender Äußerungen verhaften zu lassen.

Es ist inzwischen fast dunkel geworden. Auf dem Zietenplatz steht noch immer dasselbe Häuflein Menschen. Dicht aneinandergedrängt, starren sie mit angespannten Gesichtern auf den ununterbrochenen Zug, der, von den Linden kommend, am historischen Balkon vorüberfährt. Kanonen, Gepäckwagen, Pferde, Panzer, Soldaten. Soldaten ohne Ende. Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, die Blicke regungslos geradeaus gerichtet, sitzen sie in ihren Sätteln, hocken auf Kutschböcken und Protzen, stampfen klirrend über den Asphalt.

Oben öffnet sich die Balkontür. Hitler tritt heraus. Barhäutig, die Hände in den Taschen seiner Litewka, geht er rasch bis zur Brüstung. In ehrerbietigem Abstand folgen ein paar Offiziere. Ich erkenne Raeder, sehe im Dämmerlicht die Goldstickereien mehrerer Generalsuniformen. Verstohlen beobachte ich die Gesichter der Umstehenden. Verkniffene Lippen, gerunzelte Stirnen. Sie stehen wie geprügelte Hunde. Mit jenem genierten Blick der Schuldbewußten, die genau wissen, daß sie nicht wollen, was sie eigentlich sollen müßten. Nirgends hebt sich eine Hand. Ja, warum brüllen sie nicht, wie sie

immer brüllten? Hinter mir zupft mich jemand am Mantel. »Bestellt und nicht abgeholt«, tuschelt Karla. Das Mädchen ist unverbesserlich. Als ob sie nicht wüßte, daß wir seit fünf-einhalb Jahren unter Spitzelregime stehen. Wenn nun einer . . . Doch niemand kümmert sich um uns. Die Panzer rollen, die Menschen schweigen, und unbejubelt verschwindet der »Führer« vom Balkon. Weißbehandschuhte SS-Leute schließen die Tür, ziehen hinter den Scheiben die Gardinen zusammen.

Mir ist nicht wohl zumute. Wenn ich hier bloß schon heraus wäre, denke ich, weit weg und allein, nicht eingezwängt in diese stumme, hilflose Abwehr! Neben mir schnaubt sich ein junger Arbeiter geräuschvoll die Nase. »Wenn det nich Krieg heißt, freß ick 'n Besen«, knurrt er zwischen den Zähnen. Sein Nachbar, ein etwa fünfzigjähriger Briefträger mit Dienstmütze und Tasche, blickt sich vorsichtig um, ehe er ein zustimmendes Nicken wagt. »Und wir sind die Dummen«, flüstert er – und erschrickt selbst über so viel Bekennermut. Als er merkt, daß ich ihn beobachte, schweigt er verstört. Ich lächle, so nett ich nur kann, trete ihm sogar ein bißchen auf den Fuß, bloß um freundlich »Pardon« sagen zu können und ihm durch dieses »Pardon« meine Gesinnungsverbundenheit anzudeuten. Dann schlängele ich mich aus der Menge. Am nächsten Laternenpfahl erwartet mich Karla. »'s ist Krieg, 's ist Krieg, und ich begehre, nicht schuld daran zu sein«, deklamiert sie. – »Ich auch nicht«, seufze ich. »Aber es wird uns nichts übrigbleiben.«

Kein Zweifel, Hitler will den Krieg. Was wir eben gesehen haben, war ein »Test«. Eine Prüfung der Volksstimmung. Trägt das Eis? Oder trägt es noch nicht? Wir haben »Nein« gesagt – Gott, was rühme ich mich! – »Nein« gedacht! Wir meinen Nein. Und wir wollen nicht. Aber was bedeutet unser Wollen? Was bedeutet es schon im Naziregime, wenn zweihundert Menschen so tun, als ob sie eine Meinung äußern! Und dabei doch nichts anderes zuwege bringen als den kläglichen Mut, Herrn Hitler auf seinem Balkon zu übersehen! Morgen

wird Krieg sein. Mor—gen—wird—Krieg—sein. Unsere Schritte hallen im Takte der Worte.

Am Potsdamer Platz trennen wir uns. »Adieu«, sage ich zerstreut. Ich habe keine Lust, nach Hause zu gehen. So renne ich durch die Straßen. Begreifen die Menschen überhaupt, wozu man sie vergewaltigt? In den Kneipen sitzen sie wie jede Nacht. Trinken ihr Bier, ihren Korn, und über der Theke steht: »Der Deutsche grüßt mit Heil Hitler!« Daneben vergilbt ein Spruch: »An Gottes Segen ist alles gelegen.« Und ein grellfarbened Reklameplakat: »Dornberg-Liköre sind die besten.« Nein, ich mag nicht mehr! Warum müssen wir in den Krieg, wenn wir Frieden wollen? Warum machen fast alle Menschen das, was sie im tiefsten Herzen ablehnen?

Als ich kurz nach eins bei Hiller hineinschaue, finde ich dort Heinrich Mühsam. Er sitzt in einer Ecke, den Tisch bedeckt mit einem Haufen von Papieren, und schreibt. Briefe an sich selbst — vielleicht auch an mich. Wie jeden Abend. Seit ihn der Verlag wegen nichtarischer Abstammung hinausgeworfen hat, entdeckt er mit Hilfe der Straßenbahn Berlin, grübelt darüber nach, warum ihn die Frauen nicht mögen, und verstreut seine Klugheit, seinen Charme und seine Tatkraft ins Leere. Er war Redakteur bei uns. Jetzt verzehrt er die Rente, die ihm ein Verkehrsunfall einbrachte, und wartet aufs Vierte Reich. Wartet, wartet und findet den Absprung nicht. Ich mag ihn gern, den Dr. Mühsam. Wir sprechen die gleiche Sprache. Wenn wir uns am Tisch gegenüber sitzen, lieben wir uns beinahe. Nur küssen mag ich ihn nicht. Aber das wage ich ihm nicht zu sagen. Man kann nicht Leute kränken, die es ohnehin schwer genug haben. Dr. Mühsam ist nicht schön. Wenn er nachdenkt, wird seine Nase dick und glänzend. Er hat strähniges Haar und einen immer verknautschten Anzug. Manchmal denke ich, man müßte ihn nur mal richtig auslüften. Aber es lüftet ihn niemand aus. Um drei Uhr bringt er mich nach Hause. Im Taxi bemühe ich mich, sehr sachlich zu sein. Als ich später allein bin, schäme ich mich meiner Sachlichkeit.

Berlin. Mittwoch, 28. September 1938

Natürlich habe ich die Zeit verschlafen. Vom Markuskirch-
turm schlägt es neun Uhr, als ich die Augen öffne. Mir ist wohl
zumute, friedlich und heiter. Wie es einem meistens geht, wenn
man sich noch nicht aus dem Schlaf heraus- und in den Tag
hineingefunden hat. Bis einem plötzlich einfällt, daß es da
irgend etwas gibt – etwas Drohendes und Unbehagliches. Eine
Last auf der Seele, an die man sich zwar nicht genau erinnert,
von der man aber weiß, daß sie einem gleich wieder gegenwärtig
sein wird. Unangenehm gegenwärtig! Wie der Schmerz,
wenn die Morphiumwirkung aufhört. Was ist es doch? Krieg
ist es! Wie ich das habe vergessen können!

Seit fast einem Monat hängt die Gefahr über unseren Köpfen.
Mit dem großen Aufklärungsfeldzug über das volksdeutsche
Martyrium im Sudetenland hat es begonnen. Erst in Klein-
druck auf der letzten Zeitungsseite, dann mit Riesenschlagzei-
len auf der ersten. Geschändete Mütter, ihr Kind an der Brust,
schwängere Frauen, von »tschechischen Bestien« verfolgt. Ein
Kreuzweg des Jammers. Nie hatten wir geahnt, daß es im
zivilisierten Europa solche Scheußlichkeiten gäbe. Als dann
noch die Wochenschau bemüht wurde, die Greuel im Bilde
einzufangen, strichen die meisten vor so viel greifbarer Demon-
strierung die Segel. Und es gab wenige, die sich zweifelnd
fragten: Wie mag es der Kameramann fertiggebracht haben,
inmitten dieses Aufruhrs ungerührt seinen Film zu drehen?
Sogar unserer verständigen Putzfrau, verschworener Nazifein-
din seit 1933, rinnen die Tränen stromweise übers Gesicht, als
sie im Radio den sudetendeutschen Flüchtlingsberichten
lauscht. »Nanu, Frau Kramm, fallen selbst Sie auf diesen Pro-
pagandatrick herein?« frage ich erstaunt. – »Ich weiß ja, daß
alles gelogen ist«, schluchzt Frau Kramm, »aber es ist doch so
traurig!«

Es ist auch traurig! Das Lügen ebensosehr wie das Belogenwer-
den. Das Sudetenland soll »heim ins Reich«. So hat es sich Herr
Hitler in den Kopf gesetzt. Es soll ebenso eingegliedert werden
wie Österreich und das Saargebiet. Gibt man es ihm nicht

friedlich, nimmt er es sich im Krieg. Die Panzer rollen, und wer nicht selbst denken kann, den fängt die Propaganda ein.

Nun weiß ich wieder alles. Und es legt sich wie ein Alpdruck auf meine Seele. Aber was nützt es! Man kann nicht bis zehn Uhr im Bett liegen und grübeln. Einmal muß der Mensch auch aufstehen. Mechanisch schlüpfte ich in die Hausschuhe, in den Bademantel und unter die Brause. In der Wohnung herrscht Totenstille. Seit fünf Monaten bin ich Besitzerin eines Leerzimmers in der Siedlung am Wasserturm. Der Hauswirt hat jeden Raum einzeln an Berufstätige vermietet. Mit Bad- und Küchenbenutzung. So haben wir alle ein Zuhause. Und keiner ist mehr genötigt, in seinen Mußestunden greuliche Öldrucke anzustarren oder sich als Einbrecher in fremder Leute Familienleben zu fühlen. Jetzt sind sie sämtlich ausgeflogen, die hier Dach, Badewanne und Kochherd mit mir teilen. Der eine hockt hinter dem Schreibtisch, der andere auf dem Katheder. Lauter fleißige Leute, die dem Tage geben, was des Tages ist. Wirklich, es wird höchste Zeit, daß auch ich . . .

Da klingelt es an der Haustür. Viermal hintereinander. Das gilt mir. Ich stürze in den Bademantel, renne zum Gang und – stehe vor Karla. »Mensch – abgeblasen!« keucht sie atemlos. – »Was – wo – wer?« Mein Begriffsvermögen scheint auszusetzen. – »Na, der Krieg natürlich«, erklärt Karla ungeduldig. Ich verstehe noch immer nicht. – »Du scheinst etwas mitgenommen«, sagt meine Freundin gönnerhaft. – »Wenn du wenigstens erlauben würdest, daß ich erst in die Kleider komme und einen Tee aufsetze«, murmele ich entschuldigend. Karla erlaubt. Zähneputzen, Anziehen, Tee aufbrühen, Brot holen. Stumm hockt Karla im Sessel. Sie weiß, daß mein Gehirn vor der ersten Tasse Tee schwer ansprechbar ist.

Aber dann kommt es wie eine Kaskade. »Also kein Krieg! Frieden! Echter, ehrlicher Frieden! Morgen soll er ausgehandelt werden. In München. Zwischen Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain. Ich weiß es authentisch.« »Authentisch« ist das Schlagwort unserer Zeit. Sagen wir: eines der unzähligen Schlagworte. Das Bekenntnis zur Ehrlichkeit gegen

Greuelmärchen und Flüsterpropaganda. In diesem Falle heißt die »Ehrlichkeit« Erich Tuch, Vetter von Karla Simson und sogenannte »rechte Hand« eines der meistgenannten Nazibonzen. Wenn einer etwas authentisch weiß, dann ist er es, der täglich und stündlich mit beiden Händen in der Weltgeschichte herumrührt. Er rührt, rührt – und denkt sich sein Teil. Aber das wissen die Nazis nicht. Und dürfen es auch nie erfahren. »Also, rede schon«, flehe ich Karla an. – »Erich war drin, als wir draußen standen! Alles hat er gesehen! Alles! Sogar uns! Unter den zweihundert Menschen auf dem Platz vor der Reichskanzlei. Gerade da stand der Krieg auf des Messers Schneide. Hitler trat auf den Balkon, um seinen Soldaten den Feldgruß zu geben. Niemals war er so entschlossen, im Sturm zu nehmen, was man ihm friedlich verweigert. Wir haben geholfen, ihm das zu versalzen. Mit unseren mürrischen Gesichtern und unseren unerhobenen Händen. Dreißig Minuten hat er nach seinem Abtritt noch hinter der Gardine gestanden und unsere Abneigung zur Kenntnis genommen. Während Goebbels, den Hut in die Stirn gedrückt, im geschlossenen Auto kreuz und quer durch Berlin fuhr und die Volksstimmung prüfte. Da hat es sich entschieden. »Mit so was läßt sich kein Blumentopp gewinnen«, würde der Berliner sagen – geschweige denn ein Krieg führen, stellten die Nazis fest. Und also gingen sie in sich und vertagten die Sache. Paß auf, ab morgen verschwinden die gequälten Volksdeutschen aus allen Zeitungen. Wir dürfen wieder friedlichere Töne anschlagen, und alles erweist sich als Sturm im Wasserglas.«

Karla verstummt. Von dem gewaltigen Absturz der Spannung ist ihr ebenso flau im Magen wie mir. Benommen gehe ich ans Radio und stelle den Prager Sender ein. Vysherad – Vysherad tönt klagend das Pausenzeichen. Dann singen Männer einen schwermütigen Choral. Es klingt wie das Totenlied über einem gemordeten Opfer. Vysherad – Vysherad. Mir zieht sich das Herz zusammen. Den Rest des Tages gehe ich wie im Traum umher. Die Überspannung der letzten Wochen hat uns sogar den Schwung zur Freude geraubt. Vysherad

– Vysherad. Krieg oder Frieden? Beides erscheint mir gleich schrecklich und schuldbeladen.

Berlin. Donnerstag, 29. September 1938

Erich Tuch ist mit seinem Chef nach München geflogen. Noch heute erwartet man die Entscheidung. Unsere Leitartikelredakteure sitzen mit gespitzter Feder. In allen Schriftleitungen herrscht Hochbetrieb. Bis zur letzten Sekunde spart man den Raum für die Schlagzeilen. Morgenausgabe – Mittagsausgabe – Abendausgabe. Immer noch nichts. Immer noch nichts. Wir hocken neben dem Radio. Ohne Pause klingeln die Telephone. Vor lauter Nervosität raucht man eine Zigarette nach der andern. Hitler konferiert mit Mussolini. Geheim – noch geheimer. Ganz geheim. Die Achsenbrüder sind wieder mal ein Herz und eine Seele. Der dicke Hollner, unser Feuilletonschriftleiter, flattert wie ein Unglücksrabe von Zimmer zu Zimmer, schüttelt den Kopf und krächzt: »Kinder, Kinder, wenn das man gut geht! Zwei Wölfe gegen zwei Lämmer. Frage ich euch, wer frißt da wen?«

Es ist sonderbar. Jeden Tag rollen aus diesem Haus hunderttausend Zentner bedruckten Papiers. Spülen eine Sturzflut nationalsozialistischer Propaganda über die Menschheit. Und doch gibt es kaum einen unter dem Dach, der ja sagt zu dem, was er schreibt, setzt, druckt, redigiert oder als Botenjunge durch die Gänge trägt. Solange die Wände noch keine Ohren haben, greuert man zu zweien oder in Grüppchen hinter allen Türen. Die paar Hundertprozentigen sind bekannt, werden hofiert und – gemieden. Man warnt vor ihnen, schweigt oder wechselt das Thema, sobald sie ins Zimmer treten. Keiner aber wagt es, ihnen ins Gesicht zu sagen, was er denkt, was ihn drückt und wovor er zittert. Die Gewissensakrobaten unter uns sind der Meinung, daß jeder, der Augen habe, es zwischen den Zeilen lesen müsse, wie sehr ihre Feder sich sträube, die befohlenen Lügen niederzuschreiben. Ich kann mir nicht helfen. Ich lese nichts zwischen den Zeilen. Wenn überhaupt in ihnen ein Pulsschlag klopft, dann höchstens der eines Hasen-

herzens. Aber wo soll der Mut herkommen, wenn der Verlust des Kopfes darauf steht, ihn zu bezeugen! Wer im Glashauss sitzt, darf nicht mit Steinen werfen. Bekennermut in der Diktatur wird von anderen Gesetzen regiert als Opposition in einer Demokratie. Diese Weisheit haben weder Herr Chamberlain noch Herr Daladier bis heute begriffen. Und ob es ein sittlicher Gewinn ist, daß wir dahintergekommen sind? Wer weiß?

Berlin. Freitag, 30. September 1938

Sie haben es doch geschafft. Die Wölfe gegen die Lämmer! Mit Fanfarengetöse wurde es spät in der Nacht bekanntgegeben. Bis zum 10. Oktober räumen die tschechischen Truppen das Sudetenland. Frankreich, England, Italien und Deutschland sind übereingekommen, die Sudetengebiete an das Reich abzutreten. Vyšehrad – Vyšehrad. Dein Ruf hat vergebens getönt! In München steht das Volk vor Begeisterung Kopf. Und Daladier genießt mit kindlichem Vergnügen den Divarausch, Dutzende von Malen vor den Vorhang treten zu dürfen. Das heißt, richtiger gesagt, auf den Balkon. Demokratien pflegen ihre Staatsmänner nicht zu verwöhnen. Kein Wunder, daß ihm das rhythmische Siegheil unserer applaustrainierten Massen betörend in den Ohren klingt. Unsere hohen Herren gönnen ihm den Spaß und reiben sich die Hände. Dieses Schäfchen ist ins Trockene gebracht. Wir dürfen die volksdeutschen Greuel vom Programm absetzen und wieder zu innerpolitischen Aufgaben zurückkehren. Es lebe die wohlausgerichtete Presse!

Berlin. Samstag, 15. Oktober 1938

Die Tage gehen weiter, die Arbeit geht weiter. Alles scheint sich wunderbar beruhigt zu haben. Man trinkt wieder täglich seinen Kaffee bei Schmitt, ärgert sich über Kleinigkeiten und ist geneigt, im Alltag auf- und unterzugehen. Als ich aber gestern abend Dr. Mühsam bei Hiller treffe, macht er ein besorgtes Gesicht, starrt tief sinnig auf seine zwischen Weingläser und halbgeleerte Schüsseln ausgestreuten Briefblätter und seufzt: »Mir gefällt diese Stille nicht. Die Stille noch weniger als der